

FEUER  
WERKE  
VERLAG

ELJA JANUS

Zwei  
Nächte  
UND  
drei  
Leben

LANG

ROMAN



## Das Buch

Es war diese eine große Liebe. Jess und Cem schienen füreinander bestimmt - bis eine Tragödie sie in Scherben zerbrach. Scherben, die nicht mehr ineinanderpassten.

Ein Jahr später schlägt das Schicksal erneut zu. Als Cem kurz darauf aus dem Koma erwacht, fehlt ihm nicht nur die Erinnerung an die vergangenen Monate. Er versteht auch nicht, warum Jess und er kein Paar mehr sind.

Jess hingegen erinnert sich an alles. Sie weiß, dass damals mehr als ihre Beziehung gestorben ist. Und genau deshalb muss sie nicht nur die Vergangenheit, sondern auch Cem hinter sich lassen. Doch was ist, wenn entgegen ihrem Willen ihr Herz mit der Zeit immer häufiger etwas anderes flüstert?

*Ein Buch, so sanft wie eine Feder, so gewaltig wie ein Sturm.  
Poetisch, intensiv und voller Liebe.*

## Die Autorin

Elja Janus lebt mit ihrer kleinen Familie in Aachen, wo sie 1982 das Licht der Welt erblickte und ein Weilchen später Deutsche Philologie, Psychologie und Theologie studierte. Angetrieben von dem Glauben an die Liebe, arbeitet sie heute als Paarberaterin und schreibt über eines der größten Gefühle der Welt.

Immer schon liebte sie Bücher und Worte. Ihren ersten Roman verfasste sie in der Dunkelheit neben einem wundervollen kleinen Mädchen, das nicht ohne ihre Mama schlafen wollte. Im FeuerWerke Verlag sind auch „Immer noch wir“ und „Zwei in Solo“ der Autorin erschienen.

# Zwei Nächte und drei Leben lang

Ein Roman von Elja Janus

Mehr zum Autor finden Sie auf  
[www.facebook.com/pg/eljajanus schreibt/](https://www.facebook.com/pg/eljajanus schreibt/)  
[www.instagram.com/eljajanus/](https://www.instagram.com/eljajanus/) und  
[www.feuerwerkeverlag.de/elja-janus/](https://www.feuerwerkeverlag.de/elja-janus/)

Abonnieren Sie auch unseren Verlags- und Autoren-Newsletter und erfahren Sie so als Erster von unseren **Neuerscheinungen**, **Autorennews** und exklusiven **Buch-Gewinnspielen**:  
[www.feuerwerkeverlag.de/newsletter](https://www.feuerwerkeverlag.de/newsletter)

Originalausgabe Dezember 2020

© FeuerWerke Verlag, alle Rechte vorbehalten

Maracuja GmbH, Laerheider Weg 13, 47669 Wachtendonk

Herstellung: Books on Demand GmbH

Printed in Europe

Umschlaggestaltung: Chris Gilcher (Buchcoverdesign.de) unter Verwendung von Adobe Stock: 94990849, 212880832, 297314856 und freepik.com

Typo: Austina Brush Calligraphy und Acumin Variable Concept

Lektorat: Claudia Grundschock, Berlin

ISBN: 978-3-945362-69-3

Aus Datenschutzgründen und zum Schutz der Persönlichkeitsrechte wurden alle Namen der handelnden Personen geändert. Übereinstimmungen oder Ähnlichkeiten mit weiteren realen Personen sind zufällig und unbeabsichtigt. Alle Texte und Bilder dieses Buches sind urheberrechtlich geschütztes Material und ohne explizite Erlaubnis des Urhebers, Rechteinhabers und Herausgebers für Dritte nicht nutzbar

*Für all die kleinen Seelen,  
die auf Erden und in unbekannten Fernen leuchten.*

*Für alle,  
die sie so gern noch ein Weilchen gewiegt hätten.*

*Im nächsten Leben.*

## Prolog

Es genügte ein einziger Blick. Als er plötzlich auf dem Bürgersteig vor mir stand, war es dieser eine Moment, in dem ich mich gleichzeitig verlor und auf eine mir nie gekannte Weise fand. Seine Augen waren so anders – tiefbraun, beinahe schwarz, doch jemand schien in ihnen liebevoll eine ganze Reihe Lichterketten arrangiert zu haben, die mir entgegenleuchteten.

Als ich meinen Blick von seinem losriss, bemerkte ich die Pappkartons, von denen er auf jeder Hand einen balancierte. Sie schienen schwer zu sein, also machte ich ihm schnell etwas Platz. Dankbar für die Riemen meines Rucksacks hielt ich mich an ihnen fest, da sein Anblick mich so aus dem Gleichgewicht gebracht hatte.

„Danke.“

Ein perfekt dahingelächeltes Wort von ihm, und ich konnte ihn nur stumm und ein wenig ehrfürchtig anstarren.

Ohne den Blick auch nur für einen aufgewühlten Herzschlag von mir zu nehmen, schlängelte er sich langsam zwischen mir und der an der engsten Stelle des Gehwegs platzierten Mülltonne hindurch, um zu seiner Haustür zu gelangen. Doch gerade als er vorbei war, geriet einer der Kartons ins Ungleichgewicht. Trotz meiner albernen Verklärung reagierte ich tatsächlich schnell genug und griff zu. Während er sich bemühte, die Kiste wieder mittig auf seiner Hand zu platzieren, streifte einer seiner Finger meinen – sein kleiner Finger musste es gewesen sein, weil die Berührung neben allem, was mich selbst so übertrieben aus dem Gleichgewicht brachte, etwas unaussprechlich Zartes an sich hatte. Der winzige Körperkontakt ließ ihn wie mich zusammenzucken. Ein Stromschlag.

„Okay“, raunte er mehr zu sich selbst als zu mir. Es klang wie ein *Das war krass*. „Deine Sommersprossen sehen aus, als wären sie alle genau an die richtige Stelle getupft“, sagte er dann.

Noch nie in meinem gesamten Leben hatte ich etwas so absurd Kitschiges gehört. Ich riss mich zusammen, um nicht loszulachen – es gelang mir nicht recht. Sein unsicheres, beinahe irritiertes Lächeln verriet mir, dass er sich selbst fragte, warum er das gerade gesagt hatte. Und mit dem gleichen Grad kitschigen Schwachsinn erwiderte ich das Erste, was mir als Antwort einfiel:

„Deine Augen leuchten, als hätte man darin Lichterketten aufgehängt.“

Nun lachte er einmal auf, und ich biss mir von innen auf die Unterlippe.

„Mein Arm bricht gleich ab.“ Er sah mich ohne Frage so an, als wäre es echt okay, wenn es hier und jetzt dazu kommen sollte. „Trinkst du Cappuccino?“

Ich nickte benommen.

„Ich muss nur die Sachen oben in der Wohnung verstauen. Wenn du mir fünf Minuten gibst, dann mache ich dir den besten Cappuccino deines Lebens und bring dich sofort, wohin auch immer du gerade willst.“

„Okay.“ Mein Grinsen sah vermutlich aus, als wäre ich bescheuert. Aber auch das war in seiner Gegenwart irgendwie komplett in Ordnung.

Sobald er im Flur verschwunden war, zählte ich zum ersten Mal in meinem Leben erwartungsvoll Sekunden. Es dauerte gut viereinhalb Minuten, in denen ich kurz davor war, mir die Fingernägel abzukauen, dann öffnete sich endlich die Tür. Zwischen seinen Lippen klemmte der Stiel eines Kaffeelöffels, in seinen Händen hielt er eine hellblaue und eine gelbe Tasse.

Rasch nahm ich ihm die gelbe ab. Als hätte er meine Wahl vorhergesehen, schwamm auf dem Milchschaum in dieser Tasse ein kleiner Schwan.

„Wow“, murmelte ich.

Er nahm den Löffel aus dem Mund. „Also“, fragte er dann, „wohin darf ich dich bringen?“

„Hast du ein Auto?“, wollte ich wissen.

„Ja.“

„Amsterdam?“, schlug ich mit einem möglichst entspannten Schulterzucken vor. Einfach nur, um zu sehen, wer er war.

Für einen Moment blitzte in seinem Gesicht Überraschung auf und die stumme Gegenfrage, wer wohl ich sein könnte. Dann musterte er mich mit leicht verengten Augen, ehe er sein Handy aus der Hosentasche zog, wählte und es sich ans Ohr hielt.

Ich nippte am Cappuccino. „O Mann, ist der gut“, seufzte ich leise. Was waren das alles für Aromen? Meinen glücklichen Gaumen kitzelten gleichzeitig so viele von ihnen, dass meine Zunge gar nicht wusste, wo sie zuerst forschen sollte. Sofort sah ich vor meinem inneren Auge den Beeren-Kuchen, der diesen Schluck vollendet hätte.

Sein Lächeln strotzte nur so vor Zufriedenheit. Er zog ein Zuckertütchen aus der Hosentasche und hielt es fragend gemeinsam mit dem Löffel hoch. Ich schüttelte selig den Kopf, und er ließ beides wieder in seiner Hosentasche verschwinden.

„Hi“, sagte er im nächsten Augenblick ins Telefon, sein Zeigefinger bat mich, kurz zu warten. „Kannst du heute Abend für mich übernehmen und abschließen?“ Pause. „Bitte.“ Er war ein Mensch, der *Bitte* sagen konnte. Das allein verriet viel. Und dass er es meinetwegen tat, sagte noch so viel mehr. „Ich fahre nach Amsterdam.“ Pause. *Wie heißt du?*, formten seine Lippen lautlos.

„Ich bin Jess“, wisperte ich.

Der auf meinen Namen antwortende Gesichtsausdruck wirkte, als wäre allein das eine wirklich gute Nachricht. „Mit Jess.“ Pause, gute Pause, denn sein Lächeln wurde breiter, und in seinen Augen erwachten in Sonnenstrahlgeschwindigkeit noch ein paar zusätzliche Lichter zum Leben. „Wer das ist?“

Ich zuckte mit den Schultern. Darauf konnte ich ihm nun wirklich keine knappe Antwort geben.

„Ehrlich gesagt, habe ich keine Ahnung. Aber mir bleiben jetzt ja ein paar Stunden Zeit, um das herauszufinden.“

Ich brauchte definitiv keinen Kuchen. Sein Satz rundete den Geschmack des besten Cappuccinos meines Lebens perfekt ab. Genüsslich trank ich die letzten Schlucke, während er noch ein paar Dinge klärte, die so klangen, als hätte er dort, wo auch immer er später eigentlich hatte sein wollen, etwas zu sagen. Währenddessen ließ er

mich keine Sekunde aus den Augen, als wäre ich etwas, worauf man um jeden Preis aufpassen wollte.

„Ich muss noch mal Pipi“, sagte ich, als er aufgelegt hatte.

Grinsend hielt er mir seine Schlüssel hin. „Zweite Etage, rechte Wohnung, erste Tür rechts.“

Ich griff nach dem dicken Bund und musterte ihn aus schmalen Augen. „Ich könnte eine Diebin sein“, gab ich zu bedenken und nahm auch seine leere Tasse, um sie mit hinaufzunehmen.

Er zuckte nur ungerührt mit den Schultern. „Ich könnte ein Serienmörder sein. Und du steigst gleich in mein Auto.“

Das war ein Argument. „Ich werfe einen Blick in deine Gefriertruhe.“

„Ich sehe schon, du wirst ein hartnäckiges Opfer sein“, erwiderte er mit einem Seufzen. „Das ist sehr vernünftig.“

„Bin ich immer. Ich kann nicht anders.“ Mein Seufzen klang noch theatralischer als seines.

„Jetzt muss ich nur noch versuchen herauszufinden, wieso ich daran so meine Zweifel hege“, erwiderte er kurz vor lachend.

„Glücklicherweise hast du nun ja ein paar Stunden Zeit, um der Sache auf den Grund zu gehen.“

Ich ging zur Tür, doch gerade als ich den Schlüssel im Schloss gedreht hatte, rief er meinen Namen. Ungelogen, bis zu diesem Moment hatte ich keine Ahnung gehabt, wie schön er war. Langsam, beinahe genüsslich wandte ich mich ihm wieder zu. „Ja?“

„Du kommst doch wieder mit zurück aus Amsterdam, oder? Ich will dich echt ungern sofort wieder verlieren.“

Die Worte waren noch so viel besser als dieser cremige Schwan. Also nickte ich. „Ich komme wieder mit zurück. Entweder zerlegt in Einzelteile oder wie ich erschaffen wurde.“ Ich machte einen angedeuteten Knicks, um Gottes Werk noch einmal zu präsentieren.

Sein nun tatsächlich erklingendes Lachen war womöglich das Highlight meines Tages. Und ich hatte einen wirklich guten Tag gehabt.

Ich lächelte ihm noch einmal zu, ging hinein, stieg die Treppen zu seiner Wohnung hoch, und während ich auf der Toilette saß, wurde

mir klar, dass es mich nicht interessierte, ob er ein Serienmörder war. Ich würde so oder so wieder runtergehen, in sein Auto steigen und darauf vertrauen, dass er auf mich Acht gab, anstatt mich jemals zu verletzen.

# Kapitel 1

*Sechs Jahre, zwei Monate, die eine große Liebe und eine Trennung später*

JESS

*PLING.*

Verräterisch hüpfert mein Herz, als antworte es auf Cems eintreffende SMS, noch ehe ich sie gelesen habe.

*Bin in fünf Minuten da.*

Ich bin sicher, dass er die Nachricht mit in Falten gelegter Stirn getippt hat, genauso wie er die Bestellungen im Café notiert. Erst heute Morgen habe ich ihn dort bei der Arbeit gesehen, und in meinem Bauch sollte jetzt nicht diese Nervosität kribbeln, die von mehr erzählt als nur von der baldigen Ankunft meines Ex-Freundes. Zu hart haben wir im vergangenen Jahr für diese Freundschaft gekämpft.

Ich atme Kribbeln aus und platonische Liebe ein wie so oft, ehe ich Cem treffe, und blicke ein weiteres Mal auf das Display. Noch drei Minuten. Also schlüpfte ich in die Chucks, ziehe meine dünne Jacke über, verlasse die Wohnung und steige möglichst ruhig die Stufen hinunter. Gerade als ich die Haustür hinter mir zuziehe, biegt Cem in Mercy um die Ecke. Das Geräusch des Motors ist so vertraut.

Als ich mich auf den Beifahrersitz schwinde, zuckt auch sein Lächeln nervös. „Hey.“

„Hi.“

Unsere Umarmung dauert einen Moment zu lange, ehe er mir meinen Shake reicht und losfährt. Eine Weile schweigen wir einvernehmlich vor uns hin.

„Ich kann es nicht fassen, dass du Mercy wirklich verkaufen willst“, murmle ich dann. Meine Hand fährt zärtlich über den zerschlissenen Bezug des Sitzes.

Als ich aufsehe, bemerke ich Cems lächelnden Seitenblick. Trotz der Laternen, die die Wege säumen, sind in der Nacht nicht nur seine recht kurzen Haare schwarz, sondern auch seine Augen. Und doch scheinen gleichzeitig ein paar der mir so vertrauten Lichterketten in ihnen zu funkeln wie die Sterne über dem kleinen gläsernen Schiebedach.

„Hängen einige Erinnerungen drin, hm?“, meint er, und ich bin mir nicht sicher, ob er von dem Auto oder tatsächlich von den Bezügen spricht. Um nicht weiter über letztere Möglichkeit nachzudenken, die seit unserer Trennung eben keine Möglichkeit mehr ist, nehme ich rasch einen Schluck meines Shakes.

Übertrieben langsam und genau im richtigen Tempo schlängeln wir uns die beleuchteten Wege zum Lousberg hinauf, um das letzte Mal hier oben auf Mercys Kofferraum zu sitzen, die nächtliche Stadt zu betrachten und uns von dem Wagen zu verabschieden, in dem wir so viele tausend Kilometer zurückgelegt und genauso viele perfekte und auch ein paar miese Stunden erlebt haben. Ich schlucke die aufkeimende Wehmut herunter. Passenderweise schmeckt sie noch ein wenig nach Erdbeer-Shake.

„Danke.“

Fragend sehe ich zu ihm hinüber. „Wofür?“

„Dass du hier bist und so.“ In jedem einzelnen Wort schwingt eine leise Nervosität mit, die ich kaum von ihm kenne.

„Klar“, murmle ich, auch wenn es das nicht ist. Wann waren wir das letzte Mal zusammen hier oben? Nicht erst seit der Trennung haben wir diesen Ort gemieden, sondern bereits seit dem Unfall. So lange ...

Ich drehe die Musik lauter, damit sie ein bisschen Leichtigkeit in das Innere des Autos zaubern kann. Zu spät fällt mir auf, dass es sich um Jack Johnsons *Better together* handelt. Ich komme nicht um die Erinnerung herum, dass wir dazu einmal hier oben in der Sommerluft getanzt haben, ehe wir auf der Rückbank auf dem Bezug voller Erinnerungen leise stöhnend nicht getanzt haben.

Links von mir erklingt ein Lachen. Als ich Cem mein Gesicht zuwende, blickt er breit grinsend zu mir herüber. „Der Versuch ging

wohl nach hinten los“, stellt er ganz richtig fest und sieht wieder auf die kurvenreiche Straße vor uns.

Begleitet von einem Schnalzen schlage ich ihm leicht gegen den Arm und bin gleichzeitig froh, dass er einen Witz macht, statt mit mir in schweigender Peinlichkeit zu versinken. Gern würde ich ihn ein weiteres Mal schlagen. Einfach nur, um ihn noch einmal zu berühren.

Als wir oben ankommen, hantiert er noch mit seiner Jacke und am Handy herum, während ich schon aussteige. Gerade als ich, den Shake in der Hand, auf Mercys Kofferraum kraxle, öffnet Cem die Fahrertür, und aus dem Innenraum des Autos dringt wieder Jack Johnson zu mir heraus. Im nächsten Moment erscheint Cem, um sich neben mir auf den Kofferraum zu schwingen. Leise und lächelnd singt er den zu hoffnungsvollen Refrain mit.

„Halt die Klappe.“ Meine Sehnsucht danach, dass er weitersingt, gibt den Worten einen etwas zu scharfen Unterton.

„Wow“, macht er übertrieben getroffen. „Seit wann singe ich so miserabel, dass ich das verdient habe?“

„Ich schubse dich gleich vom Auto“, erwidere ich nicht weniger übertrieben grummelig.

Er lacht auf. „Klar. Lebensgefährlich, diese zierliche Frau.“

Gerade als ich etwas schrecklich Schlagfertiges erwidern will, was mir nur leider noch nicht eingefallen ist, fährt irgendein prolliger Wagen an uns vorbei. Die schlechte Musik übertönt den Lärm des zu laut justierten Motors noch. Glücklicherweise parken sie ein Stück entfernt auf der anderen Seite der Wiese. Dann wird die Musik aus Mercys Innenraum wieder hörbar.

„Hast du das Lied ernsthaft auf Repeat gestellt?“, frage ich ungläubig, als Jack in die nächste Runde von *Better together* startet. Und aus irgendeinem Grund lässt das mein Herz ein wenig schneller schlagen.

„Jap“, erwidert er, zupft die Jacke zurecht, um es sich richtig bequem zu machen, und lächelt zufrieden die Sterne an. Dann wendet er mir sein Gesicht zu und lächelt nun zu mir, als wäre ich nicht weniger schön.

*Gott, bist du schön ...* Mitten in meiner Brust treffen bei der Erinnerung an seine Worte ein Funken Hoffnung und ein Funken Schmerz aufeinander und entfachen einen lodernden Gefühlsbrand.

Sein elendes Lächeln hat die Fähigkeit, auch die härtesten Herzen in Watte zu verwandeln. Und meines ist in seiner Gegenwart ohnehin schon dauerbaumwollweich. Ich kann nicht anders, als zurückzulächeln.

Je länger wir uns ansehen, desto stärker zuckt sein Mundwinkel. Dann holt er tief Luft, als wolle er etwas sagen, nur um im nächsten Moment wieder den Mund zu schließen.

„Alles okay?“ Fragend lege ich den Kopf schief.

„Ja.“ Er ahmt die Geste nach wie jedes Mal. Seine böse Zunge behauptet, ich sende ihm damit ein Zeichen, mich küssen zu dürfen. Und weil er damit in diesem Augenblick nicht ganz falsch liegt, lege ich den Kopf provozierend noch ein ganzes Stück schief.

Er lacht leise und ungewohnt peinlich berührt auf. „Du fehlst mir, Jess.“

Seine gemurmelten Worte klingen unsagbar laut in mir nach. Ich öffne den Mund, ohne zu wissen, was ich eigentlich erwidern soll, damit das hier nicht in einem Kuss endet. In dem es wirklich nicht enden darf, wenn wir uns wenigstens irgendetwas bewahren wollen.

Die Türen des Autos auf der anderen Seite des Rasens schwingen auf, und die Musik plärrt heraus, als riefe jemand aus dem Off laut *Cut*. Obwohl sie so weit entfernt stehen, kann man den leise im Auto vor sich hin singenden Jack kaum noch hören.

Cem seufzt genervt. „O Mann ... Lass uns zur Aussichtsplattform gehen, ja?“

Statt zu antworten, rutsche ich bereits – begleitet von einem leisen *Plopp*, als sich das Metall wieder von meinem Hintern erholt – vom Kofferraum. Hinter mir ertönen ein zweites *Plopp* und das Zufallen seiner Tür, ehe Cem neben mir auftaucht. Er stößt leicht mit dem Arm gegen mich, sodass ich ins Straucheln gerate, fängt mich aber sogleich wieder ab. „Schrecklich gefährlich, Lady. Sie sind tatsächlich eine Bedrohung für jeden in Ihrer Umgebung“, stellt er ernst fest.

Ich lache auf und will ihn zurückschubsen. Natürlich hat er damit gerechnet und weicht aus. Und als er zu mir herabsieht – wir beide lachend, wir beide so überraschend zwanglos glücklich –, ist das hier einer dieser Momente, in denen mir auffällt, wie er riecht, und in denen mir einfällt, wie er schmeckt.

Ich räuspere mich. Doch so tiefe Erinnerungen, eine so wahre Sehnsucht sind etwas, was mehr benötigt als ein mickriges Räuspern, um den Rückzug anzutreten. Also bleiben sie hartnäckig an meiner Seite wie ein fein geknüpftes, doch erstaunlich robustes Seil, das mich auf ewig an den Mann neben mir bindet, der nicht mehr zu mir gehört.

Als wir gemeinsam mit der Sehnsucht an das Geländer treten, ist die fremde Musik kaum noch zu hören. Wir blicken auf die Stadt hinunter und schweigen ein friedliches Schweigen, in dem jedoch gleichzeitig eine seltsame Nervosität mitschwingt. Kommt sie von mir? Kommt sie von ihm? Von uns?

Leise stößt Cem die Luft aus, als wäre er die Antwort auf meine Fragen. Die ist er zu oft. Ich sehe zu ihm, seinen Mund umspielt ein liebevolles, aber unsicheres Lächeln, das mich auf kribblige Weise noch nervöser werden lässt.

„Hör zu, Jess ...“, beginnt er zögerlich.

Ein Knacken hinter uns lässt mich herumwirbeln. In dem weißen Licht sieht der Typ trotz seiner hässlich trainierten Statur aus wie der Tod, aschfahl und kalt. In seinen Augen funkelt das Gegenteil von Lichterketten. Selbst über mehrere Meter hinweg rieche ich Alkohol, was nicht nur an der Wodka-Flasche in seiner Hand liegen kann. In der Luft zwischen ihm und uns flirrt etwas, was mich erschauern lässt.

„Wir haben überlegt, dass du ein bisschen mit rüberkommen willst“, sagt der schrankartige Typ zu mir.

Mir wird flau im Magen.

„Nein, danke.“ Cems Stimme ist so eisig und hart wie bis eben das Geländer unter meiner Hand.

„Ich sprach mit deinem Spielzeug, Kanake.“

Alles in mir zieht sich aus einer Milliarde Gründen zusammen.

„Kein Interesse“, krächze ich und taste nach Cems Hand. Ich finde sie so schnell, als hätte sie nur auf meine gewartet. „Lass uns gehen.“

Ich kann die Anspannung in seinen Fingern fühlen, doch sein Daumen bewegt sich für einen winzigen Moment über meinen Handrücken, als wolle er sagen: *Alles wird gut.*

„Das war keine Bitte“, knarrt der Schrank. Er hat die Fähigkeit, seine Miene keinen Millimeter zu verziehen, selbst wenn er redet.

Schritt für Schritt kommt er näher, so langsam, als bereiteten ihm meine wachsende Panik und Cems spürbare Anspannung einen perversen Genuss. Cem zieht mich ebenso langsam rückwärts, bis ich schräg hinter ihm stehe. Zentimeter für Zentimeter richtet er sich zu voller Größe auf. Käme ich mir dabei nicht vollkommen lächerlich vor, würde ich mich hinter ihm verstecken und die Augen zukneifen. Stattdessen sind sie weit aufgerissen und können sich so wenig von diesem widerlichen Gesicht lösen wie meine Hand sich von Cems.

Der Kerl kommt so nahe, dass ich den Geruch aus der Flasche und den seines Atems deutlich voneinander unterscheiden kann. Cems Geruch mischt sich darunter, als verhake sich eine Kuschedecke im Stacheldraht. Der Tod auf zwei Beinen streckt die Hand aus und greift nach einer meiner kupferfarbenen Strähnen. „Komm schon, Bambi.“

Berührung und Worte lassen einen ekelerregenden Schauer über meinen Rücken kriechen. Noch ehe ich ganz zurückzucken kann, wird der Arm weggeschlagen.

„Fass sie nicht an“, zischt Cem, der nicht nur kleiner, sondern auch ein ganzes Stück schmaler ist als der andere.

Der lacht auf, kurz und hämisch. Von einer Sekunde auf die andere wird mir so übel, dass ich nur mit größter Mühe den sauren Geschmack wieder herunterwürgen kann.

Cems Hand gibt mir eindeutig ein Signal. Eines, damit ich meine Hand aus seiner löse, und obwohl ich nicht reagiere, greift er in seine Jeanstasche. Warmes Metall streift meinen Handrücken.

„Für wen hältst du Schwarzkopf dich? Ist Bambis Pussy eigentlich genauso rot wie ihr Kopf?“

Ich japse nach Luft. Und genau das ist der Moment, in dem sich Cems Hand aus meiner löst.

„Lauf“, ist das einzige Wort, das er mir zumurmelt. Und erst in dem Moment kapiere ich, dass es der Schlüssel für Mercy ist, den er mir in die Hand drückt, damit wir von hier verschwinden können.

Meine Füße folgen seinen Worten, noch ehe ich mir darüber Gedanken machen kann, wieso er den Schlüssel mir gibt, noch ehe ich begreife, dass seine Schritte nicht hinter mir zu hören sind.

„Sie haut ab!“

„Lauf!“ Cems Ruf geht beinahe in dem Grölen von rechts unter.

Noch nie war ich so schnell wie in dem Moment, in dem ich auf das Auto zustürze. Ich reiße die unabgeschlossene Beifahrertür auf und schwing mich auf den Sitz, ehe ich durch die Frontscheibe blicke.

Cem ist weg.

Er ist nirgends zu sehen, dafür stürmt eine Horde Männer wie hungrige Wölfe über die Wiese auf den Wagen zu. Hektisch verriegle ich die Türen, und ein kranker Teil von mir redet sich ein, dass sie Cem in Ruhe lassen werden und er die Polizei rufen kann, wenn sie hinter mir her sind. Im Hintergrund dudelt Jack mit an Zynismus grenzender Heiterkeit *Better together*. Und erst, als mein Blick reflexartig zum Radio zuckt, wird mir klar, dass mich niemand retten wird. Denn die Musik kommt gar nicht mehr aus diesem Radio. Sie kommt vom Fahrersitz. Aus Cems Handy.

Panisch sehe ich mich wieder nach Cem um, danach, ob ich ihn in irgendeinem Gebüsch, irgendwo auf der Suche nach Hilfe erblicke. Dann wird mir schlagartig klar, dass der schwarze Hügel am Aussichtspunkt aus nichts anderem besteht als aus ihm und dem Schrank. Es ist nicht Cems Silhouette, die sich aufrecht abzeichnet.

„Cem!“ Nie werde ich mein eigenes Schreien vergessen. Nie werde ich diesen hysterischen Ton aus meinem Kopf bekommen. Nie werde ich vergessen, wie es sich anfühlt zu erkennen, dass man jemanden über alles, wirklich alles auf der Welt liebt, während ihm das Leben aus dem Leib geprügelt wird.

Gerade als ich die Tür entriegeln will, um kopflos, aber mit einem Herzen voller aus Liebe geformtem Mut zu Cem zu stürmen, springt etwas auf die Motorhaube. Direkt vor mir taucht ein Gesicht auf. Wieder höre ich mich schreien und presse mich in den Sitz. Der Schlüssel rutscht mir klimpernd aus der Hand und in die Lücke neben

der Mittelkonsole. Die Augen, die mich anlotzen wie Beute, sind glasig und so starr wie die einer Schlange. Meine Hand sucht nach irgendetwas, was uns retten kann – meinem Handy, dem Schlüssel. Irgendetwas, was mich dieses Mal an Gnade glauben lässt. Gefangen in einem zerbrechlichen Käfig, umzingelt von hungrigen Bestien. Ein einziges Mal in meinem Leben habe ich gewimmert. Und gerade breche ich das mir selbst gegebene Versprechen, es nie wieder zu tun, weil es niemanden rettet.

Als mir Cems Handy einfällt, reiße ich es zu mir, stelle mit zitterigen Fingern die Musik aus, und im zweiten Versuch gelingt es mir, die 110 zu wählen. Der Koloss rutscht von der Frontscheibe und macht die Sicht auf die Szenerie in der Ferne wieder frei. Einer steht aufrecht, reglos – das ist nicht Cem. Ich schreie, ich würde, doch ich kann den Blick nicht abwenden, weil es sich anfühlt, als liebe ich ihn dann noch einmal allein. Ich kann weder meinen eigenen Worten noch denen des Polizisten folgen.

Etwas knallt gegen das Metall der Tür. Kreischend wirble ich herum, ohne dass ich etwas sehen kann. Von draußen dringen die Worte „Stein“ und „Fenster“ an mein Ohr und schaffen es kriechend langsam bis in meinen Verstand. Es wird zu spät für uns beide sein, wenn ich jetzt vollkommen die Nerven verliere, das weiß ich, obwohl ich bereits kurz vor irrsinnig bin.

Etwas schneidet in meine Hand, als ich sie zwischen Mittelkonsole und Sitz quetsche und endlich den Schlüssel ertasten und herausziehen kann. Ich stecke ihn ins Zündschloss, während ich mich zum Fahrersitz hinüberhänge, und genau in dem Moment, in dem ich das Polster unter meinem Hintern spüre, klirrt es zu meiner Rechten. Die Scheibe des Beifahrerfensters zersplittert in eine Milliarde Scherben wie meine Hoffnung auf Rettung.

Meine Hand dreht von allein den Schlüssel herum, mein Fuß drückt die Kupplung und das Gaspedal des einzigen Wagens, in den ich seit sechzehn Monaten ohne Angst einsteigen konnte. Im nächsten Moment fahre ich scharf an, das Quietschen der Reifen mischt sich mit meinem nächsten Schrei, als eine heiße, verschwitzte Hand meine Schulter festzuhalten versucht. Und dann schalte ich die Scheinwerfer ein und halte auf die stehende Gestalt am Aussichtspunkt zu. Sogar

jetzt ist mir klar, dass ich ihn nicht überfahren kann, ohne Cem zu treffen, doch mir fällt nichts anderes ein, um ihn wenigstens im Ansatz in Panik zu versetzen.

Und tatsächlich wirbelt er herum, als ich noch ein ganzes Stück entfernt bin, erstarrt für einen Augenblick, in dem die Scheinwerfer seine Irritation ausleuchten, ehe er zur Seite hechtet und wegrennt.

Ich bringe den Wagen mit genauso laut quietschenden Reifen zum Stehen, wie ich ihn in Bewegung gesetzt habe, stoße die Tür auf und stürze zu Cem, während ich irgendwo weit weg von mir und meinem Albtraum Rufe und dann einen Motor höre. Die Geräusche mischen sich mit Sirenen.

„Cem!“

Er rührt sich nicht. Seine Kleidung, sein Haar, seine Haut sind nass, beißender Uringestank steigt mir in die Nase. Doch was mich noch mehr würgen lässt, ist der Anblick seines Gesichts. Viel zu viel Blut verschmiert seine schöne braune Haut, seine Nase ist zweifellos gebrochen. Und dann sehe ich sein Bein.

Sein Bein.

Sein Bein.

Und übergebe mich.

## Kapitel 2

*Sechs Tage später*

CEM

ICH drifte durch die Dunkelheit.

Nacht. Tiefschwarze Nacht.

„Cem?“ Eine aufgeregte Frauenstimme. Nicht Jess’.

Und wieder versinke ich im Nichts.

Piep. Piep. Piep. Piep. Piep.

Nichts.

*Jess!*

Ein Teil von mir steht noch immer an diesem Absperrband und brüllt nach der Frau, die mein Leben ist. *Lassen Sie mich durch, das ist meine Verlobte! Lassen Sie mich zu ihr! Jess!* Der andere Teil von mir ist so unsagbar erschöpft wie nach zig Kilometern, die ich sprintend zurückgelegt habe. Ich bin kraftlos und will nur eines: liegen.

„Jess.“ In meinem Kopf ist ihr Name so scharf gestellt wie nichts anderes, doch nur ein verwaschenes Brummen findet den Weg zwischen meinen Lippen hindurch.

„Cem?“

Gern würde ich sagen, dass es mir gut geht, damit sie sich endlich um sie kümmern, um diese eine Frau. Doch mir gelingt nur ein nuschelndes Brabbeln, das von einer plötzlichen Angst eingeholt wird: Jess ist tot ...

Wieder verschwinde ich im Nichts.

Piep. Piep. Piep.

Meine Welt dreht sich. Nein, meine Welt steht still, es ist der Wagen, der sich mit Jess überschlagen hat.

*Sie ist schwanger!*

Ich zucke unter meinen noch in mir widerhallenden Schreien zusammen.

Ein Scharren. „Cem, ich bin hier.“ Es ist die Stimme meiner Mutter. Ein hektisches *Klick, Klick, Klick* nicht weit von meinem Ohr entfernt. „Er ist wach!“ Leiser: „Cem, kannst du die Augen öffnen?“

Jess ist nicht da. Ja, etwas in mir weiß es genau: Jess ist nicht mehr da.

Statt meiner Augen öffnet sich die Tür.

„Ich glaube, er ist wach.“

„Jess.“ Mein nächster Versuch endet in einem Husten.

„Alles ist gut.“ Der Satz klingt nach Kindheit. Aber nichts ist gut. Ich kann es fühlen.

Dann eine fremde Stimme, eine Frau. „Bleiben Sie ruhig liegen. Ihr Bein und Ihr Kopf sind schwer verletzt worden.“

Was redet sie? Wieso sollte ich verletzt sein? Sie soll sich, verdammt noch mal, um Jess kümmern! Sie sollen mir sagen, wo sie ist!

„Sie mussten für einige Tage durch einen Schlauch in Ihrem Hals künstlich beatmet werden. Darum fällt Ihnen das Sprechen schwer.“

So viele Wörter. Leere Wörter. Denn in meinem Kopf lässt sich nur eine Frage scharf stellen. Und auf die gibt mir niemand eine Antwort. „Wo ist Jess?“

„Es geht ihr gut. Ihr ist nichts passiert“, beruhigt mich meine Mutter, nun etwas entfernter, während sich um mich herum immer mehr fremde Stimmen zu einem Jess-losen Chaos vermischen.

„Können Sie die Augen öffnen?“, fragt eine ruhige Frauenstimme. Es ist dieselbe, die eben so viele leere Wörter von sich gegeben hat.

Doch meine Lider fühlen sich so schwer an, als gehörten sie für immer geschlossen. Im nächsten Moment werden sie gewaltsam geöffnet, etwas leuchtet hinein. Dann wird es wieder dunkel.

*Knack.*

Meine Augen springen auf, versuchen trotz der absurden Helligkeit, den Raum abzusuchen nach nur einem Gesicht, dem geliebtesten, dem wichtigsten aller je da gewesenen Gesichter.

„Jess?“

„Ist das die Frau, die bei ihm war?“, fragt die Ärztin.

Als meine Mutter bejaht, lächelt sie. „Ihrer Freundin geht es gut. Sie stand nur unter Schock“, bestätigt sie.

Sie lügt. Ich habe sie dort liegen sehen. Und den Wagen, auf die Seite gedreht, mit zersplitterter Frontscheibe. So viele Scherben ... unsagbar viele Scherben. Und mittendrin Jess.

„Sie ... das Auto ...“, stammle ich heiser. Und schlucke. Es schmerzt – nicht nur im Hals. „Wo ist Jess?“

„Sie wird zu Hause sein“, vermutet meine Mutter.

„Ihre Freundin ist in Sicherheit, aber Sie haben bei dem Überfall ein schweres Schädel-Hirn-Trauma davongetragen und lagen für ein paar Tage im Koma.“

Was soll das? Spricht sie von dem Unfall? Ich saß doch nicht einmal im Wagen.

„Wir müssen ein paar Untersuchungen durchführen. Können Sie mir Ihren Namen sagen?“

„Cem Inan.“

„Bestens. Können Sie mir sagen, wo Sie sind?“

„Im Krankenhaus?“

„Genau. Wissen Sie, welcher Tag heute ist?“

„Freitag.“

„Kennen Sie das Datum?“

Wie könnte ich dieses Datum je vergessen? „Der 5. Januar.“

Ein seltsames Aufflackern in ihrem Blick. Moment, sie hat gesagt, dass ich im Koma lag. „Plus ein paar Tage?“

„Welches Jahr?“, fragt die Ärztin weiter, während sie mir noch einmal quälend hell in die Augen leuchtet.

„2018“, erwidere ich irritiert.

„Okay, Herr Inan. Ich werde Ihnen nun drei Begriffe nennen, die Sie sich bitte merken. Sonne, Baum, Schaufel“, sagt sie so langsam, als wäre ich der Vollidiot, den sie mit ihren Lügen gerade aus mir zu

machen versuchen. „Ich werde Sie gleich noch einmal nach den Begriffen fragen.“

Kurz wendet sie sich mit leiser Stimme an meine Mutter und einen anderen Arzt, blickt noch einmal in meine Akte, testet meine Reflexe und gibt irgendwelche Worte von sich, um damit die Blätter in der Akte weiter zu füllen. Dann wendet sie sich wieder direkt an mich. „Was ist das Letzte, woran Sie sich vor Ihrem Erwachen hier erinnern?“

„Jess, meine Verlobte. Sie hatte einen Unfall. Ich habe das Auto am Straßenrand gesehen.“ Unter all die Hilflosigkeit mischt sich immer mehr Wut.

„Erinnern Sie sich noch an die drei Wörter, die ich Ihnen genannt habe?“

Ich bin nicht mehr weit davon entfernt, komplett auszuflippen. „Sonne, Baum, Schaufel“, presse ich hervor, und sie macht seelenruhig ihre Notizen. „Ich will jetzt sofort wissen, was mit Jess los ist!“

Die Ärztin setzt eine freundliche Miene auf. „Sie weisen eine retrograde Amnesie auf, die sich über viele Monate erstreckt.“

„Das ist keine Antwort auf meine Frage.“ Wenn ich es könnte, würde ich brüllen.

„Sie haben eine Woche lang im Koma gelegen als Folge eines gewalttätigen Übergriffs. Sie haben eine Felsenbeinfraktur erlitten, das bedeutet einen Bruch am seitlichen Schädel. Der Unfall, an den Sie sich erinnern, liegt bereits sechzehn Monate zurück. Wir haben den 02. Mai 2019.“

„Was?“, hauche ich.

„Wir werden noch einige Untersuchungen durchführen müssen. Eine Amnesie kann bei einem Schädel-Hirn-Trauma auftreten, kann sich jedoch auch von allein legen, wenn die Schwellung des Gehirns vollständig zurückgegangen ist. Sie können wegen der Schwere der Verletzung einige Tage lang nicht aufstehen, Ihnen wird vermutlich noch eine ganze Weile schwindelig sein. Außerdem wurde Ihr Bein schwer verletzt, ein Schienbeinschaftbruch. Kein einfacher Bruch. Er wurde nach Ihrer Einlieferung operativ durch einen sogenannten Marknagel versorgt, der im Inneren des Knochens liegt. Sie haben keinen Gips, dürfen das Bein aber vorerst nicht belasten. Machen Sie

sich keine Sorgen. Es geht nun erst einmal darum, dass Sie wieder zu Kräften kommen. Okay?“ Ihr Lächeln soll wohl so etwas wie Zuversicht ausdrücken.

Ich hingegen fühle mich wie unter Beschuss mit härtesten Realitätsbrocken, während für mich weiterhin nur eine Frage von Bedeutung ist:

„Wo ist Jess?“, betone ich jedes einzelne Wort.

Die Ärztin wendet sich an meine Mutter. „Können Sie sie erreichen, damit Ihr Sohn mit ihr sprechen kann?“

Sie nickt und beginnt, hektisch in ihrer Handtasche zu wühlen.

„Sie haben keinen Grund zur Sorge“, wiederholt die Ärztin an mich gewandt. Und noch immer glaube ich ihr kein Wort. Ginge es Jess gut, wäre sie hier. „Ihre Freundin ist unverletzt. Ihre Mutter wird sie holen.“ Wie auf Kommando zieht diese das Handy aus der Tasche und zeigt es mir zum Beweis.

Als die Ärzte ein weiteres Mal in ihren Fachjargon wechseln, drifte ich innerlich weg. Meine Gedanken kleben an den Kugeln, die in meiner Seele stecken geblieben sind und dort eine nach der anderen explodieren. Sechzehn Monate. Mir fehlen sechzehn Monate. Und plötzlich weiß ich, warum Jess nicht hier ist:

Lucie.

Wahrscheinlich konnte Jess nicht zu Hause weg wegen unseres Babys. Und dann holt mich der Gedanke vollständig ein. Lucie ist gar kein richtiges Baby mehr. Ich habe beinahe ein ganzes Lebensjahr meiner Tochter vergessen. Ihr erstes. Das Leben mit ihr, ihre Geburt, ihren ersten deutlich spürbaren Tritt durch Jess' Haut gegen meine Hand. Wie sie wohl aussieht? Ob sie schon laufen kann? Erste Worte sagen?

Alles ist weg. Alles, was von Bedeutung ist, ist einfach verschwunden.

Wie soll mir irgendjemand auf der Welt erzählen, wie sich für mich ihr erstes *Papa* angehört hat, wie es war, ihr zum ersten Mal in die Augen zu sehen, wie es sich für mich angefühlt hat, sie das erste Mal auf meinen Händen zu tragen?

„Wie geht es Lucie?“, flüstere ich mit Tränen in den Augen.

Meine Mutter, die gerade das Zimmer verlassen will, erstarrt. Und als sie sich mir langsam zuwendet und ihr Gesicht sich verzieht, auch ihre Augen sich mit Tränen füllen und sie die Hand vor den Mund schlägt, ist es furchtbarer als jede Antwort, die sie mir mit Worten hätte geben können.

Lucie gibt es nicht. Lucie hat nie lebendig den Weg aus Jess' Körper in die Welt gefunden.

Wegen des Unfalls.

Meinetwegen.

# Kapitel 3

JESS

STILLE.

Stille ist mein größter Feind. Sie wird zum Knacken eines Stocks hinter meinem Rücken, zum Quietschen der Reifen auf einem Berg. Stille wird zu einem lang gezogenen Piep, das ich jeden Tag mehr fürchte als je etwas zuvor.

Mein zweitgrößter Feind sind Geräusche – vor allem die unerwarteten. Das Klirren, wenn sich zwei Menschen zuprosten, denen ich gerade ihre Gläser gebracht habe, das Mahlen von Kaffeebohnen, das Abrutschen eines Messers beim Schneiden einer Kiwi.

Mein drittgrößter Feind sind Bewegungen, die ich aus dem Augenwinkel wahrnehme. Wenn Emre mir eine Tasse reicht, damit ich sie auf das Tablett stelle, wenn eine Tüte lautlos zu Boden schwebt, wenn sich ein Mensch nähert. Einfach nur ein Mensch.

Das Leben, etwas, was ich einst so geliebt habe, ist mein Feind geworden. Ein Feind, den ich nicht besiegen will, aber so gern wieder erobern würde, seit Monaten ringe ich darum. Nun ist es schlimmer denn je. Ich habe keine Kraft und noch weniger Mut, und der beste Freund, den ich jemals hatte, schläft einen langen Schlaf und kann nicht an meiner Seite kämpfen.

Ich schrecke zusammen, als Emre die Milch aufschäumt. Er wirft mir einen mitfühlenden Blick zu. „Geh nach Hause, Jess. Oder geh zu ihm. Aber tu dir das hier nicht an. Du solltest nicht arbeiten.“

Rasch schaue ich wieder auf den Teller vor mir und rücke den Kuchen so lange hin und her, bis er überflüssigerweise genau in der Mitte des Tellers steht. Doch es ist Zartbitterkuchen mit einer extra dicken Schicht salziger Karamell-Creme. Es ist Cems Lieblingskuchen. Er sollte perfekt stehen. „Ich kann nicht.“

Emre schnalzt mit der Zunge und seufzt. Dann gießt er die Milch in das kleine Glas für den Espresso macchiato, legt ein rosafarbenes Baiser-Küsschen auf den Tellerrand und bringt ihn gemeinsam mit der Zitronen-Minze-Limo auf die Terrasse. Als er wieder reinkommt, beobachtet er mich eine Weile schweigend, während ich den Kaffee mache.

„Hast du überhaupt geschlafen?“, will er dann wissen.

„Etwas.“

„Willst du heute Nacht noch mal bei mir bleiben?“

Ich schüttle den Kopf, eher Richtung Boden, und mache mich an das Aufschäumen der nächsten Milch, um Emre auch weiterhin nicht ansehen zu müssen. Ich könnte allein bei dem Gedanken daran losheulen, wie der beste Freund meines Ex-Verlobten mich nach der Gegenüberstellung mit den Tätern zu sich mitgenommen hat und mir eine Ewigkeit behutsam über Kopf und Rücken gestrichen hat, bis ich den Schlaf wenigstens in der Ferne wittern konnte.

Sechzehn Monate lang war ich beinahe tränenleer. Doch seit der Nacht, in der ich zusehen musste, wie man mir auch noch Cem nehmen wollte, ist es, als würden all die ungeweinten Tränen immer häufiger einen Aufstand anzetteln, um sich alle auf einmal aus mir zu befreien.

„Jess, du arbeitest jeden Tag zwölf Stunden. Würde ich dich nicht zwingen, würdest du nicht einmal die Stunde Mittagspause machen.“

„Ich brauche das.“

„Verstehe ich.“ Es klingt, als streiche er mir ein weiteres Mal über den Kopf. „Aber du brauchst auch Schlaf und Essen und Auszeiten, um zu überleben.“

*Überleben* ... Das trifft es gut.

„Wir lassen das Café morgen zu“, entscheidet Emre bestimmt.

Erschrocken blicke ich auf. „Du kannst nicht ...“

„Jess, *mein* bester Freund, *dein* bester Freund liegt im Koma. Wir laufen schon auf dem Zahnfleisch. Wenn wir so weitermachen, nützt es niemandem etwas. Cem am allerwenigsten, wenn er aufwacht.“

„Ich ...“ Ich kann ihn dort liegen sehen. Ständig. Bleich und blau unter mintgrün gestreifter Bettwäsche, als wäre das Leben nichts mehr,

womit er etwas zu tun hat. „Ich kann morgen allein öffnen. Dann kannst du dich ausruhen.“ Ich hasse es, dass ich so furchtbar kleinlaut klinge. Denn es erinnert mich daran, was aus mir geworden ist.

„Das traue ich dir sogar zu. Wirst du aber nicht tun. Du wirst schlafen. Du wirst essen. Ich werde schlafen und essen. Und danach setzen wir uns zusammen und schauen, wie wir die Arbeit geregelt kriegen, ohne dass du jeden Tag von halb neun morgens bis halb zehn abends hier bist und dann am nächsten Tag mit Kuchen auftauchst, die du definitiv nicht zwischen halb neun morgens und halb zehn abends gebacken hast.“

„Ich brauche ...“, stammle ich.

„Schlaf und Essen, Jess“, unterbricht Emre mich bestimmt. Er füllt ein Glas Wasser und stellt es vor mir auf den Tresen. „Du hast den ganzen Tag noch nichts getrunken. Hör auf, dich selbst zu kasteien, du trägst keine Schuld.“

Von einem Herzschlag auf den nächsten brennt es hinter meinen Augen, als flössen Tränen statt Blut durch meinen Körper. Das würde auch erklären, wieso ich die Verzweiflung sogar in den Fingerspitzen fühle, sogar noch im Schweiß auf meiner Haut. Bei jedem einzelnen Herzschlag, seit ich allein in ein Auto gestürzt bin und Cem zurückgelassen habe.

„Jess“, flüstert er. „Ich sage es dir so oft, bis du es verstehst: Es war nicht deine Schuld. Wärest du nicht in das Auto gestiegen, wärt ihr vielleicht beide draufgegangen.“

Ich schluchze auf.

„Wärest du nicht losgefahren, wäre Cem es auf jeden Fall. Hättest du nicht die Polizei gerufen, hätten sie die Kerle vielleicht nie erwischt.“

Mein gesamter Körper beginnt zu zittern, so stark, dass die heiße Milch überschwappt.

Behutsam nimmt mir Emre den Metallbecher aus der Hand und stellt ihn ab. „Ich werde dich jetzt umarmen“, sagt er leise.

Man muss mich sogar vor einer Umarmung warnen – das ist so unsagbar traurig. Vorsichtig legt er seine Arme um mich und zieht mich an sich, während ich vollkommen außer Kontrolle gerate und zu beben beginne, als wären die alte und die neue Jess zwei

Kontinentalplatten, die sich gewaltsam verschieben. Und die neue Jess ist immer, wirklich immer, die einzige, die am Ende noch zu sehen ist – schwach und zerbrechlich.

„Du wirst jetzt Feierabend machen und nach oben in deine Wohnung gehen, Jess.“ Emre hält mich, bis ich den Boden unter meinen Füßen zumindest als Andeutung wieder spüren kann. „Du wirst jetzt nach oben gehen und dich hinlegen.“

Die Dunkelheit hinter geschlossenen Lidern ist heute Nachmittag genauso gnadenlos wie die unter einem nächtlichen Neumond. Immer wieder reiße ich die Augen auf und das Handy vom Nachttisch, um auf das Display zu blicken. Als könnte ich bei der eingestellten Lautstärke einen Anruf verpassen.

Und dann, gerade als ich es wieder einmal weglege, klingelt es. Ich zucke zusammen wie unter einem Donnerschlag, während das Handy vergnügt über die Holzplatte tanzt. *Emine*. Als ich den Namen von Cems Mutter aufleuchten sehe, macht sich eine Woge meines spärlichen Mageninhalts einer Sturmflut gleich auf den Weg Richtung Kehle. Hektisch schlucke und schlucke ich. Der Geschmack erinnert zu sehr an den Blick auf Cems unnatürlich abgewinkeltes Bein.

Mein Finger wischt über das Display. „Hallo?“

„Er ist wach.“

„Was?“, stoßen mein Herz und ich gleichzeitig hervor.

„Er ist wach. Du musst kommen.“

Den ersten Schuh habe ich bereits an, ehe sie den Satz zu Ende gesprochen hat.

„Wie geht es ihm?“

„Gut. Er ist erschöpft, aber es geht ihm gut.“

Mein zweiter Fuß lässt sich nicht mehr heben. Das kann nicht sein. Niemandem geht es gut, wenn ihn das Leben bereits zum zweiten Mal gefällt hat, obwohl gerade erst ein paar frische Triebe am abgetrennten Stamm gesprossen sind. Ihm schon gar nicht. Ich habe ihn beim ersten Mal erlebt.

Liegt er im Wachkoma? Hat man nicht gesagt, dass das passieren kann? Ist er ... tot? Klang sie nicht ohnehin viel zu aufgewühlt für ein *Gut*?

„Wie geht es ihm?“, bringe ich noch einmal tonlos hervor.

„Gut.“ Nun klingt sie ungeduldig. „Aber er fragt ununterbrochen nach dir.“

Das hingegen klingt nach ihm. So sehr nach Cem.

„Du musst vorbeikommen, um ihn zu beruhigen.“

Auch der zweite Fuß steckt in seinem Schuh. „Bin unterwegs.“

Ich schwebe geradezu die Stufen hinunter und nehme den winzigen Umweg durchs Café. „Er ist wach“, rufe ich.

Emre starrt mich an. „O mein Gott“, formen seine Lippen lautlos.

„Emine sagt, alles ist gut. Ich melde mich, sobald ich bei ihm war.“

Auf dem Bürgersteig stehe ich kurz unschlüssig da. Ich kann kein Taxi nehmen, auch wenn ich zum ersten Mal seit dem Unfall, seit beinahe anderthalb Jahren, kurz davor bin, in ein Auto zu steigen, in dem nicht Cem am Steuer sitzt, nur um schneller bei ihm zu sein. Doch seit ich in Mercy gefangen und von einer Horde umzingelt war, kann ich nicht einmal mehr einen Fuß in einen Bus setzen. Also öffne ich vor Adrenalin bebend das Schloss meines Fahrrads und schwing mich auf den Sattel. Und dann strample ich, als ginge es ein weiteres Mal um Leben oder Tod. Die steilen Straßen hinauf, bis die Beine brennen. Meine Augen wollen seine Augen sehen, dieses Licht, das nirgends auf der Welt so warm und hell ist wie dort. Und kein Körperteil kann so sehr brennen, wie ich darauf brenne, mit eigenen Augen zu sehen, dass er wach ist.

Lebendig.

*- Ende der Leseprobe -*

**Ein weiteres Kapitel gratis lesen auf:**

[feuerwerkeverlag.de/xxl-leseprobe-zwei-naechte-und-drei-leben-lang/](http://feuerwerkeverlag.de/xxl-leseprobe-zwei-naechte-und-drei-leben-lang/)

**Ab dem 10.12.2020 überall im Buchhandel**

**Das komplette Buch ab Anfang Dezember z.B. auf [Amazon.de](https://www.amazon.de)  
vorbestellen!**

